

Elisabeth Pfisterer, Pfarrfrau in Gelbingen 1941–1952

VON ELISABETH PFISTERER¹

Zur Person: 1917 geboren, sah ich Hindenburg, erlebte Frauendemonstrationen, angeführt von Clara Zetkin und Dr. Wolf, dem Verfechter des Abtreibungsparagraphen 218, hörte und sah vor meinem Elternhaus eine riesige Frauendemonstration marschieren, die skandierte mit roten Fahnen und wehenden Haaren: mein Bauch gehört mir! Sie sehen, es gibt also nichts Neues.

Ich erlebte die Weimarer Republik, sah Hunderte von hungrigen Arbeitslosen, die ins Haus der Diakonie kamen und täglich um einen Essensnapf warme Mahlzeit anstanden. Das soziale Netz war löchrig, der Bankkrach 1929 lähmte die ganze Bürgerschaft, Straßenschlachten zwischen KPD, SPD und NSDAP. Es gab Tote.

Ich erlebte hautnah den Triumphzug Hitlers durch Stuttgart. Plötzlich war Ruhe in den Straßen. Es gab Arbeit. Neue Welt? Wer ahnte, dass diese Arbeitsbeschaffung Kriegsvorbereitungen dienen sollte? Erste Verhaftungen auch im Freundeskreis meiner Eltern. Plötzliche Überführung aller Verbände in NS-Organisationen. Mein Bruder wurde blutig geschlagen, als er einem bedrängten Pfarrer zu Hilfe kam. Ein äußerst verlockendes Angebot der Partei (ich war eine Zeitlang im BDM, zwangsüberführt von der Evangelischen Jugend) lehnte ich deshalb ab und blieb fest bei diesem Entschluss. Unsere Familie wurde so „parteibekannt“. Meine späteren Schwiegereltern wurden strafversetzt, weil sie einen sozialistischen Arbeitersekretär im kirchlichen Dienst schützten. Wir heirateten im September 1939 und kamen sofort in den Kriegseinsatz: ich wurde als Stationsschwester einer Klinik zugeteilt, mein Mann stand an der Front.

1941 Ernennung meines Mannes zum Pfarrer in Gelbingen: einem Dorf, das ebenfalls seine Spannungen mit Kirche und Partei hatte. Viele Kircheng Austritte aus persönlichen (?) oder politischen Gründen. Eine Frau sagte zu mir: „Jetzt weiß ich, wer der Heiland ist, seit ich Adolf Hitler sehe.“

Erster Besuch in Gelbingen gemeinsam mit Pfarrer Lotze vom Diakonissenhaus: Das liebevolle Kochertal, gepflegte Häuser, dazwischen das hohe, dunkle Steinhäus, das viele Geheimnisse ahnen ließ, abgesetzt von der Straße. Also das war das Pfarrhaus: riesiges Treppenhaus, zuerst der Gemeindesaal, darüber ein Wohnstock, 3,5 Meter hohe große Wohnräume, darüber ein weiterer Wohnstock mit Amtszimmer und Registratur – von dort herrliche Aussicht über das ganze Ko-

¹ Diesem Bericht von Elisabeth Pfisterer liegt eine Rede zur Jubiläumsfeier anlässlich der 50. Wiederkehr der Einweihung der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Johannes-Kirche in Gelbingen zugrunde, gehalten am 8. Oktober 2000 im Schwanensaal in Gelbingen.

chertal. Aber – wie ist das zu schaffen, dieses riesige Haus zu heizen? Antwort meines Vaters: „Weshalb gehst du nach Gelbingen, wegen des Pfarrhauses oder wegen der Gemeinde?“ Der große Bau war von deutschen Soldaten belegt, auf den Gängen standen die Gewehrpyramiden der Soldaten. Im Gemeindesaal war die Schreibstube der Kompanie.

Juni 1941. Der Russlandfeldzug begann, mein Mann war im Osten an der Front mit seinen beiden Brüdern.

Am 1. Oktober 1941: Einzug in das nun freie Pfarrhaus als Nichtperson, nur eine Pfarrfrau mit Kind. Meine brennende Frage war: Was ist hier in dieser Gemeinde, in diesem leeren, kalten Haus meine Aufgabe, was kann ich tun?

Im kleinsten heizbaren Raum war das Kinderzimmer, zugleich Esszimmer, Bade-stube, Sitzungszimmer, Empfangsraum. Noch heute sehe ich vor mir die freundlichen, weit älteren Gesichter der Frauen unserer Kirchengemeinderäte. Bei der Investitur am 16. April 1941 war ich diesen Frauen bereits begegnet. Im Oktober lud ich sie ins Pfarrhaus ein, in dieses kleine Zimmer. Sie wollten nur nachts kommen, um sich mit mir zu besprechen. Ein Frauentreffen im Gemeindesaal zum 1. Advent war das Ergebnis unserer Gespräche. Die Rednerin, mit der ich befreundet war, traf mitten ins Herz der Frauen im voll gefüllten Gemeindesaal. Damit war der wöchentliche Mittwoch-Frauenkreis gegründet. Wir alle hatten dieselben Nöte und Ängste: Männer, Söhne, Väter, der Liebste waren weg, aber wo? Wir wuchsen schnell zusammen, und wer konnte, brachte ein Holzscheit mit zum Heizen. So entstanden auch in Erlach, Eltershofen und Weckrieden solche Zusammenkünfte. Die Abende im Pfarrhaus wurden häufiger.

Unvergesslich die einsamen Nachtwege ohne Licht in die Filialorte in Eis und hohem Schnee. Das wären eigene Geschichten von Gefährdung und Bewahrung!

Unser Mädchenkreis entstand an Sonntagnachmittagen, die hintere Haustür stand immer offen, man wollte unerkannt bleiben. Mein Bruder kam als Stellvertreter meines Mannes in unsere Gemeinde, nach sechs- und achtstündigen SS-Verhören gebrochen und schwer krank. Aber er hatte eine glückliche Hand mit allen Jungen und mit der Gemeinde.

1942: Die alte Kirchenglocke wird abgeholt, unsere bange Frage: Fehlt es schon an Material? Nun zog der Religionsunterricht ins Pfarrhaus, denn in den Schulgebäuden durfte kein Religionsunterricht mehr gegeben werden. Jeden Montagvormittag und – nachmittag – freiwillig. Keiner fehlte. Eine quicklebendige Gesellschaft. Vergnügt, lernbereit, voller Ideen. Auch mir machte das Freude. Wir probten auf Feste und feierten.

Schon kamen ins Dorf Bombengeschädigte aus dem ständig bedrohten Rheinland. Ganze Familien. Zu uns ins Pfarrhaus Großmutter, Mutter, zwei Buben. Das Studierzimmer und die Registratur wurden geräumt. Es war eine so gute Zeit miteinander. Darauf folgten Ausgebombte aus Stuttgart. Wir drei Frauen an einem Herd kochten mit gleichem Geschirr, und die Küche war für alle zugleich Waschküche. Auch in den Bauernhäusern musste immer mehr zusammengedrückt werden. Oft waren die deutlichen Unterschiede zwischen den Großstadtfrauen und den ländli-

chen Frauen zu spüren. Kurz darauf kam ein Kindertransport aus dem Rheinland. Über Nacht hatten wir einen herzigen neuen Sohn Theo. Dazu brauchte eine Alleinerziehende Quartier vor ihrer Niederkunft. Die Nachrichten von der Front wurden immer bedrängender. Die Gerüchteküche kochte über. Die Todesnachrichten erschütterten die ganze Gemeinde. Immer bedrängender wurden die Luftangriffe. Überhaupt die Post: Kam sie an, hatte man sie in der Hand – lebte er noch, trotz der Briefe und Karten? Der entsetzliche Kampf um Stalingrad begann. Wir hörten ein neues Wort: „Frontbegradigung“. Bei den Frontlinien waren keine Vorstöße ins Feindesland mehr zu erkennen, die „Frontbegradigung“ zeigte in Wahrheit den Rückzug auf!

Ein Transport Zwangsarbeiter aus der Ukraine kam, sie wurden im Dorfgasthaus zum Schwanen in Sammelunterkunft untergebracht. In einem Raum Männer, Frauen, Junge, Alte. Sie schliefen auf zweistöckigen Holzgestellen, wie ich sie später im KZ Struththof sah. Sie alle arbeiteten in der damaligen Spinnerei für Rüstungszwecke. Ausgehungert – hoffnungslos. Täglich rochen wir die für sie abgekochten alten Kartoffeln. Sie hungerten. Aber niemand hatte Zutritt. Eine bettlägerige Evakuierte lag in dem Gasthaus nahe der Haustüre. Durch deren Versorgung bekam ich Einblick in das Gebäude. Auf Kontakt mit den Russen stand die Todesstrafe. In tiefer Dämmerung kam ich durch die hintere Haustüre aus dem Garten. Langsam erkannte ich im verdunkelten Haus das abgemagerte und so schöne Russenmädchen Lena von nebenan. In ihrem gebrochenen Deutsch sagte sie mit leiser Stimme: „Ich dich lieben, ich für dich arbeiten.“ Wie oft sang sie unserem zweitgeborenen weinenden Buben die schwermütigen russischen Melodien vor. In später Nacht kam manchmal ihre todmüde, traurige Mutter und klagte um ihre zwei Söhne, die Stalin nach Sibirien verbannt hatte. Für Mutter und Tochter waren diese Besuche im Pfarrhaus ein tödliches Risiko. Und dieses ganze Elend neben dem Pfarrhaus. Was tun?

Verschwiegene Bauern gaben – ohne zu fragen – Kartoffeln, Gemüse, manchmal etwas Fett. Und in der Nacht kochte ich mit Lena in der fast lichtlosen Küche. Dann kamen die Männer. Wortlos, grußlos, lautlos, füllten ihren Topf. Und so gingen sie zurück. Bis heute weiß ich nicht, wie sie aus ihrem verschlossenen Quartier kamen und zurückfanden. Jetzt wusste ich, dass es die offene hintere Haustüre im Pfarrhaus geben musste.

Polnische Zwangsarbeiter waren in der Landwirtschaft auf den Höfen beschäftigt. Einer wurde erhängt. Ewig unvergessen bleibt mir, wie ich nachts auf dem Weg vom Filialort dort vorbei musste.

Es ging auf den Sommer zu. Eine Verwandte – schwerkriegsbeschädigte Berlinerin – bat um Aufnahme vor der Geburt ihres sechsten Kindes. Eine gescheite, studierte Frau, begeisterte Nationalsozialistin. Gerne nahm ich sie auf. Wenige Tage darauf bat ein naher Freund meines Mannes, der dem Widerstand gegen Hitler angehörte, ebenfalls um Unterschlupf mit seiner Frau und drei Kindern. Am 20. Juli 1944 kam dieser Freund, Dr. Asmussen, blass und todernst zu mir in die Küche. Im Rundfunk hatte er gehört, dass das Attentat auf Hitler missglückt war: „Wenn

die Gestapo mich hier mit meiner Familie findet, sind Sie in Sippenhaft.“ Das Herz wollte mir stehen bleiben vor Schrecken. „Bleiben Sie bei uns,“ war meine Antwort, „es ist im Sinne meines Mannes.“

Ungestört flogen am helllichten Tag die feindlichen Bombengeschwader über uns – Fliegeralarm! Auch der Nachthimmel ist vom Dröhnen der Bombengeschwader erfüllt. Kein deutsches Flugzeug ist zu sehen. Die Situation in manchen Häusern war durch die immer mehr zunehmende Enge oft unerträglich gespannt. Doch die gemeinsame Not hielt den Hausfrieden aufrecht. Wir hatten keine Schuhe. Aus Stroh flochten wir Sohlen. Keine Waschmittel, wir benützten Holzasche. Manche halfen sich mit Tauschgeschäften. Schwarzmarktpreise waren unbezahlbar. Selbst der Strom war kontingentiert. Und jeder wusste, dass er beobachtet wurde. Nur nicht wer von wem. Wem konnte man trauen? Religionsunterricht und Frauenarbeit mussten plötzlich ausfallen, denn eine deutsche Kompanie zog mit ihrer Schreibstube in den Gemeindesaal. Die Russen und Lena trauten sich nicht mehr ins Haus. Der gefürchtete Winter kam. Der Pfarrhauskeller war nun Luftschutzkeller. Unvergesslich das Inferno von Heilbronn im Dezember 1944. Der brandrote Nachthimmel glühte. Die Bombeneinschläge waren deutlich zu hören. Schwer verletzt wusste ich dort den Bruder meines Mannes, und der Wind trug den Aschenregen bis zu uns.

Unsere Bauern mussten mit ihren Gespannen und schweren Schneepflügen die Startbahnen des Hessentaler Flugplatzes in den ersten Morgenstunden freimachen. Dort begegneten sie den Juden des KZ-Lagers, die Schnee schippen mussten – halb verhungert, ohne Kälteschutz, in erbärmlichem Gesundheitszustand. Hinter vorgehaltener Hand erzählte es mir einer. Aber was können wir tun? Unter die Strohschütten zum Schutz der Fahrer wurden vor der nächtlichen Abfahrt frisch gekochte Kartoffeln geschüttet. Beim Vorbeifahren an den Juden wurden die Kartoffeln mit dem Fuß zu den Halbverfrorenen gestoßen, solange es den Bewachern noch zu kalt war. Unfassbar, die Bewacher merkten nichts. Ehre den Tapferen!

Bereits auf fahrende Züge wurde geschossen. Auch Leute aus dem Pfarrhaus waren unter den Verletzten. Ein erster Einschlag im Dorf. Zwei deutsche gefallene Soldaten aus einem Vorkommando wurden begraben. Über die Gräber hinweg donnerten die feindlichen Jagdbomber. Das ganze Dorf weinte mit.

Plötzlich kam an mich die Aufforderung der Partei, ich solle mich als Vorbild mit Müttern und Kindern des Dorfes und meinen eigenen Kindern auf den Weg ins Allgäu machen. Meine Antwort: „Niemals verlasse ich unser Dorf!“

Durch die Information meines Nachbarn und seine gefährlichen Erkundungsfahrten wusste ich von der Erschießung der drei Bretzheimer Männer durch die SS, von der gefährlich nahen Front, auch von den deutschen Soldaten und der SS. Panzersperren wurden gebaut.

Schon waren wir an Vollalarm gewöhnt. Die Bauern wurden auf den Feldern beschossen. Jetzt melkten sie ganz früh am Morgen und am Abend ihre Tiere und fütterten sie. Sonst blieb alles im Pfarrhaus oder im Neubergstollen. Die deutsche Kompanie, die am 14./15. April kurz aus der Frontlinie gezogen wurde, hatte ihre

Wagen im Dorf aufgestellt. Endlich konnten sich die Männer wieder waschen und schlafen. Luftwaffenhelferinnen waren mit dabei und waren glücklich, nach wochenlangen Entbehrungen sich und ihre Kleider säubern zu können. Jeder in der Gemeinde sprach die Soldaten um ihre Erfahrungen an. Inzwischen war fast ununterbrochen Vollalarm. Am 15. April in der ersten Mittagszeit kreiste ein Flugzeug gemächlich über uns, ohne Gegenwehr aus Hessental. Plötzlich brach die Hölle los. Mit Bordwaffen schossen die Jabos in den Dorfkern. Sofort brannte es lichterloh rund um die Einschläge. Brandwolken sah man auch aus anderen Dörfern bis in die Dunkelheit. Alles, was laufen konnte, rannte zu den brennenden Häusern, Ställen und Scheunen zum Löschen. Wassereimerketten wurden gebildet und durch Hydranten gefüllt. Von den Bühnen, den Wohnräumen, den Küchen, aus den Ställen wurde herausgerissen und geschleppt, was zu greifen war. Eine Höllenhitze. Wie Geschosse flogen glühende Steine und Holzstücke herum. Wir sahen aus wie Mohren, unsere Haare waren versengt trotz der Kopftücher. Am 16. April erneuter Jabo-Angriff, diesmal mit Brandbomben. Der Hydrant versagte. Wir löschten mit Gülle. Es ging um 20 Gebäude. Die Kirche brannte lichterloh. Die Verwundeten? Auf Getreidewagen mit Strohschütten ging die Fahrt ins Diak. Kein Arzt war zunächst zu finden. Die Verwundeten stöhnten. Und über uns die Jabos immer in neuem Anflug. Die vorgespannten Pferde stiegen kerzengerade in die Höhe, zitterten vor Angst und suchten Schutz im abschüssig gelegenen Ufergebüsch. Der Kocher war so gefährlich nahe, dass wir Sorge hatten, ob wir je das Diak erreichen könnten. Endlich im Diak. Auf allen Fluren dicht gedrängt, auf dem Boden liegend, Schwerverletzte, Sterbende, allein oder mit Angehörigen.

Im Pfarrhaus suchten derweil versprengte deutsche Soldaten Zivilsachen in der Hoffnung, noch einen Fluchtweg zu finden. Auch Erlach brannte lichterloh. Die Häuser, die Ställe, das Vieh verbrannten.

Anderntags kamen Parlamentäre und verlangten sofortige Öffnung der Panzersperren. In der Nacht berieten wir, eine Handvoll Menschen, einer konnte sich auf den anderen verlassen. Was sollen wir tun? Wir waren zwischen den Fronten. Wehrmacht, SS und Amis in allernächster Nähe. Wer kommt zuerst? Sind's die Amis? Den Männern in unserer geheimen Runde gelang es, zur Öffnung der Panzersperren die Männer der Partei zu überreden.

Topfit, in tadelloser Uniform, aus völlig unerwarteter Richtung kamen die amerikanischen Soldaten mit ihren Jeeps, die Gewehre im Anschlag, aber korrekt. Nun brauchte man wieder Quartiere. Schule, Rathaus, Privathäuser mussten geräumt werden. Zu den 24 Personen im Pfarrhaus kamen weitere neun Personen. Später zogen Franzosen durch das Dorf. Dann Marokkaner. Einige von ihnen fielen über Frauen her, die sie alleine vorfanden. Nur wer diese Todesängste erlebt hat, die Wut und den Ekel, kann mitreden. Gott sei Dank gab es im Diak sofortige Hilfe. Endlich 8. Mai – Kapitulation. Nach jahrelanger Verdunkelung überall Licht. Die Faust im Nacken war weg. Frieden? Wo sind die Männer, Brüder, Väter, an denen das Herz hängt? Wo ist mein Heim? Erleichterung und so oft bittere, bittere Tränen. Kommt er wieder, gibt es wieder eine Heimat für mich und meine Kinder?

Riesige Ami-Laster fuhren durchs Dorf. Auf ihnen wie Zündhölzer zusammengesprengt unsere deutschen Soldaten auf dem Weg in die Gefangenenlager Richtung Heilbronn. Noch heute Dank an die schwarzen Fahrer, die echte oder Mitleidsreparaturen vor dem Pfarrhaus unter ihren Wagen vornahmen. Wir Frauen standen auf der Lauer, brachten zum Trinken, warfen Brotbrocken hinauf. Füllten Zettel aus, um die Angehörigen benachrichtigen zu können. Eine stand auf der Lauer, dass uns keine US-Kontrolle entdeckte.

Aber wie war unseren ausgebrannten Familien zu helfen? Von Türe zu Türe baten wir um alles, was nötig war. Und sie brachten aus allen Häusern und den Filialen: Kleider, Schuhe, Wäsche, Bettzeug, Werkzeug, Stoffe, Sensen, Rechen, Hacken, Spaten, Nahrungsmittel, Geschirr, selbst Bettgestelle und Saatgut. Das Pfarrhaus, ein einziges Warenlager! Und da kamen sie: die einen brachten, und die anderen standen zum Abholen schon bereit. Doch wieviel fehlte noch!

Da begannen die Elendszüge der Ostflüchtlinge. Sie waren oft ausgeraubt, tagelang ohne Verpflegung lagen sie in Zügen, auf Bahnhöfen und auf den Landstraßen herum. So kranke Kinder, Alte in jämmerlichem Zustand, mit armseligem Gepäck. Kleine Gespanne, größere Gespanne, für die meisten kein Ziel vor Augen. Unsere Pfarrhausbetten wurden Tag und Nacht nicht kalt.

Unsere Bauern brauchten Hilfe gegen zerstörende und stehlende Ausländer. Der amerikanische Stadtkommandant schickte schnelle Hilfe. Neuanfang? Es gab keinen, der nichts tat an den verrußten Ruinen, selbst an der Kirche. Unvergessen die herzbewegenden Gottesdienste im Pfarrhaus. Die Stühle reichten nicht. Treppauf, treppab saßen wir alle beieinander: Einheimische, Evakuierte, Flüchtlinge in unserer Ratlosigkeit, in Ängsten und leisem Hoffen, betend vereint. Nun wusste ich, warum das Treppenhaus so groß war! Vom Keller bis zum Dachboden war alles voll. Unvergessliche Prägungen für alle Zeit.

Unter den Vorbeiziehenden auf der Landstraße kam ein junges Ehepaar mit zwei Kindern auf ihrem kleinen Gefährt. Ein abgemagertes Pferd war vorgespannt. Sie suchten seit Wochen Arbeit und Herberge. Wir besprachen ihre Notlage. Eine Bäuerin aus der Großgemeinde hatte für ihren männerlosen Hof um Hilfe gebeten, kurz zuvor. Wir fanden dort Unterkunft und Arbeit für die Familie. Der Mann brachte mich nach Gelbingen zurück. Nie kann ich seine stockende Stimme vergessen. Ihre heutige Bitte sei die letzte Anfrage gewesen. Sie wollten alle vier nach den unsäglichen Demütigungen der Flucht mit ihrem Leben Schluss machen. Wie kann noch einer von unserer Tür weggehen nach solcher Erfahrung, ohne dass wir für ihn Hilfe suchen müssten!

Überall wurde geschafft. Keiner, der nicht irgendwo half. Oft mit völlig ungenügenden Mitteln. Von den ersten Morgenstunden bis in die tiefe Nacht. Die Feldarbeit musste sein. Mancher Heimkehrer kam. Ein Glück für uns alle. Schon begann manch einer in der Kirche herumzuräumen. Und bei der ersten Kirchengemeinderatssitzung ohne Pfarrer war die einhellige Meinung: zuerst die Wohnhäuser, die Ställe, die Scheunen. Aber dann gehen wir mit ganzer Kraft an unsere Kirche. Am 22. September 1945 kam ein abgerissener Soldat – mein Mann – zurück ins Pfarr-

haus, der seine spielenden Buben fragte: „Gehört ihr mir?“ Glückselig die Kinder mit Frau und allen im Dorf.

Am 25. September fuhr der Heimkehrer auf einem vollgeladenen Holzvergaser-Lastwagen nach Stuttgart auf den Oberkirchenrat, wo man ihm gleich sagen musste, dass er keine finanzielle Zusage erwarten könne. Im Pfarrhaus jagten sich die Besprechungen. Ein ausgezeichnete Architekt als Kirchenspezialist war rasch zur Stelle. Ergebnis seiner fachmännischen Beratung: Eine Standortveränderung der Kirche musste sein. Die Häuser, Ställe, Scheunen waren teils fertig, teils noch in rohem Zustand. Und an den Samstagen versammelten sich mit dem Pfarrer in der Kirchenruine die Arbeiter.

Aber womit bauen wir die geglückten Pläne? Aber wie bringen wir das Geld zusammen?

Die Besprechungen rissen nicht ab. Vorschläge, Programme, einzelne Besprechungen wurden zusammengetragen. Die vielfältigsten Vorschläge wurden zu Programmen verarbeitet. Alle Begabungen waren gefragt. Das Pfarrhaus war wie ein Bienenkorb: Mit Herz und Hirn wurde Theater gespielt. Unvergessen der „Dombaumeister“ von Paul Wanner, der in manchen Gemeinden gespielt und beste Resonanz gefunden hatte. Konzertprogramme, Kirchenkonzerte, ein großzügiges Geschenk aus Stuttgart an Stoffen ermöglichte gutbestückte Basare. Die Artikel fanden reißenden Absatz. Die überall bekannt gewordenen Kirchenkaffees, zu denen die Haller Bevölkerung zu Hunderten nach Gelbingen kam, um die hervorragenden Kuchen, Torten, Hefenkränze zu versuchen, die voller Freundlichkeit von den Bäuerinnen der Filiale gebacken, gerichtet, serviert wurden. Für die Kinder gab es ein Kindertheater, eine Schießbude, den ersten Kletterbaum und amerikanische Versteigerung. Der Schwanengarten und der Schwanensaal waren das begehrte Ausflugsziel.

Und trotz solcher Arbeitsbelastung kein Ermüden. So baute ein Dorf seine Kirche. Da kam mitten in eine nächtliche Sitzung des Landesbischofs Bitte am Telefon: der Pfarrer möge sofort nach Frankreich in die Gefangenschaft zurückgehen zu 500 jungen Soldaten, die schon drei Jahre gefangen waren. Die Notlage erfordere sofortige Hilfe. Noch heute höre ich meinen Mann sagen, er bitte um Bedenkzeit bis morgen. Eine bitterschwere Entscheidung gegen uns selbst: von den eigenen Familien rundweg abgelehnt. Und erst recht von der Gemeinde. Nach vielen Monaten kam er zurück.

Die Grundsteinlegung wurde mit dem ganzen Dorf gefeiert und dann das Richtfest mit allen Helfenden, vorausblickend auf die später unvergessliche Einweihung. Ein Jubeltag!

Unser alter kampferprobter Landesbischof Wurm weihte mit einem Abgesandten der Evangelischen Kirche in Frankreich die Kirche ein, zum Dank für den Kriegsgefangeneneinsatz meines Mannes in Frankreich. In achtstimmigem Jubelchor von der Orgelempore klang das Lied. Die neue Kirche erstrahlte in ihrer Schönheit, geschmückt mit Blumen und der Freude einer glücklich feiernden Gemeinde über einen unvergesslich gefüllten Tag voller Erinnerungen. Das Dorf hatte seine Kirche gebaut.

Es ist Ihnen vielleicht aufgefallen, dass kein Name der vielen zuverlässigen treuen Spender und Helfer genannt wurde. Es ist so gewollt. Welches Dankeswort hätte hier genügen können! Dank den Lebenden, Ehre den Toten, Segen für die Gemeinde.

Dem Beschauer der Kirche fällt heute das große Kruzifix ins Auge an der Stirnseite der Kirche. Mein Mann und ich wussten von dem baldigen Abschied von der Gemeinde. Bei einer Hochzeitsfeier in der Familie bat einer der großen Männer der Wirtschaft meinen Mann zu sich, um ihn für seinen Konzern zu gewinnen. Er konnte nicht fassen, dass sein Gesprächspartner Theologe war. Bei der Einladung in sein Schloss bot er dem Theologen ein Geschenk nach dessen Wahl an. Aus diesem Geschenk wurde der edle Kruzifixus, den Edeltraud von Berge-Herrendorf geschaffen hat. Gedenken an elf Jahre Krieg und Kirchbauzeit.